Sonntagsblatt des

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 30. November 1916

„Die gräßlichen Dinger."

Skizze von Sophie Freiin Stjerna.

Ihm waren sie niemals „gräßlich" vorgekommen, im Gegenteil, er hatte mit der ganzen Liebe, deren nur ein Kinderherz fähig ist, an ihnen gehangen. Er hatte sie schön gefunden, als die andern beim Auflösen seines elterlichen Haushaltes sie achtlos in den Lumpensack warfen; nur mit Mühe hatte er sie sich von dort wieder hervorgeholt und sie dann wie einen köstlichen Schatz behütet und mit sich herumgeschleppt.

„Was willst du denn damit? Laß doch die gräßlichen Dinger da, wo sie sind," hatte der fremde Herr, den man ihm als seinen Onkel bezeichnet hatte, überrascht ausgerufen, als er unvermutet hinzukam, wie der kleine zehnjährige Junge mit seiner Beute abzog. Der aber hatte ihn mit seinen großen blauen Augen erstaunt angesehen, — hatte er denn recht gehört: „gräßliche Dinger" hatte der Herr gesagt und der sollte Väterchens Bruder sein! Sie hatten doch seinem über alles geliebten Väterchen gehört und nun sollten sie „gräßlich" sein! — Er konnte sich noch so gut darauf besinnen, wenn an Kaisers Geburtstag der Vater zur großen Parade ritt und der Mutter und ihm, die oben meist am Fenster standen, noch einmal zuwinkte; da hatte der Fuchs die beste Schabracke getragen und der goldene Namenszug hatte nur so in der Sonne geblitzt mit Helm und Schärpe um die Wette, und der kleine Bub hatte jauchzend in die Hände geschlagen. „Mutter, wenn ich groß bin, kann ich denn mal ganz genau so aussehen wie der Papa?" „Gewiß, Hans," und die blonde, blasse Frau hatte ihn zärtlich geküßt. „Werde wie dein Vater," waren auch die letzte Worte gewesen, die er von ihr vernommen hatte, als sie zugleich mit dem neuen kleinen Schwesterchen die Welt verließ. Auf Nimmerwiedersehen verließ, was Hans erst allmählich klar wurde, als der Vater und er nun wirklich allein blieben. Jetzt aber war er ganz allein, denn vor einigen Tagen hatten sie auch seinen Vater in die kühle Erde gesenkt. Er sei mit dem Fuchs gestürzt, hieß es, und Hans mußte es glauben, so verzweifelt er sich dagegen wehrte. Ueber Väterchens Grab schoß man eine Salve, und die Regimentsmusik spielte, und gar viele Hände strichen durch seinen blonden Wuschelkopf.

„Der Fuchs! Wo ist der Fuchs?" hatte er immer wieder gefragt, vielleicht in der unbestimmten Hoffnung, durch das Tier noch mehr von seinem Vater zu erfahren, und erst als auch hier die Antwort lautete „tot, erschossen", kam ihm der Schmerz über den großen Verlust so recht zum Bewußtsein. Nun war er ganz allein unter den vielen fremden Gesichtern. Was half's, daß er sich stundenlang im leeren Pferdestall aufhielt, um nur niemand seine Tränen sehen zu lassen. Väterchen und der Fuchs, sie kamen ja doch nicht wieder.

Da war es ihm heute wie ein Gruß von diesen beiden gewesen, als er im Lumpensack das Stück Schabracke fand.

„Da sind die Motten drin," hatte die eine Tante gemeint und es fortgeworfen. „Aber in der Mitte noch nicht, liebe Minette," hatte eine zweite entgegnet und sich das heile Mittelstück „als Futter für irgend etwas oder zum Stopfen" hinausgeschnitten, dann erst waren die Seitenteile in den Lumpensack gewandert, wo ihr verblaßter Goldglanz sie dem Kinderauge verriet. — Zärtlich hatten seine Hände darüber gestrichen und, der Vergangenheit gedenkend, sie bildschön gefunden, bis er aus dem Munde des Onkels zum ersten Male das Wort von den „gräßlichen Dingern" vernommen. Freilich, so blank wie einst in der Sonne war der Namenszug nicht mehr, und der Stoff faßte sich auch so sonderbar an, aber das hatte er bald darauf getan, seit die Mutter ihn nicht mehr abbürstete und nicht mehr zu Hansens Freude mit Pfeffer bestreute.

Ja, die Mutter, wenn die noch da wäre, wäre wohl auch der Vater nicht so schnell gestorben; ob die beiden nun zusammen waren und auch manchmal an ihren kleinen, verlassenen Hans dachten! Warum sie bloß zugelassen hatten, daß die schöne Schabracke zerschnitten wurde? Jetzt freilich, wo es nur zwei Stückchen Stoff mit dem Namenszug waren, konnte sich der Onkel ja auch keinen Begriff mehr machen von der einstigen Schönheit.

Hansens Augen blitzten, fest preßt er seinen Schatz an sich und gräbt ihn in die unterste Ecke des kleinen, ach, so kleinen, vorschriftsmäßigen Kadettenkoffers. Ein Seufzer entringt sich seiner Brust, wenn er denkt, wie er darin all die Dinge unterbringen soll, die er liebt und von denen ihm die Trennung schwerfällt. —

* * *

An der schmucklosen braunen Türe eines jeden Spindes, und es stehen sieben in dem großen luftigen Raum, hängt ein kleines, weißes Porzellanschildchen mit dem Namen des Besitzers, und der große, schlanke Junge, dem man den Stolz des eben eingekleideten königlich preußischen Kadetten von weitem ansieht, steht davor und besieht sich seine neue Heimat. — Denn das Spind ist erst die wahre Heimat des Kadetten, dort wird hineingetragen, was er liebt, was von Hause kommt; was sein muß, wie die Schulbücher und die Wäsche; auch mal ein verborgenes Stückchen Wurst, das aber binnen drei Tagen wieder entfernt sein muß, denn es geht alles korrekt und streng militärisch zu, und selbst das Spind wird von den Vorgesetzten revidiert.

„Nun, Schnappsack, wollen Sie Ihr Spind nicht einrichten?"

Durch die versonnen dastehende Gestalt geht es wie ein hörbarer Ruck. „Zu Befehl," murmelte er mechanisch, wie er es heute schon so oft gesagt und wie er es einst daheim vernommen hat.

„Hat Lebensart", nickt wohlgefällig der Stubenälteste; er sieht sich respektiert, das ist die Hauptsache, so kommt er langsam ein paar Schritlichen näher. „Soll ich Ihnen mal zeigen, wie das gemacht wird? Das erste Fach. . . doch. . . Kadett von Müller machen Sie mal Ihr Spind auf." — Der Gerufene fliegt herbei.

„So, da können Sie es dann gleich am besten sehen, wie es gemacht sein muß, und Müller hilft Ihnen gern dabei. Sie sind ja Spindnachbarn. — Ich muß nur noch schnell diesen Brief erledigen und bitte um ein wenig Ruhe." —

Es ist Beschäftigungsstunde; da kann zwar ein jeder tun und lassen, was er will, doch der Wunsch des Stubenältesten — er ist Tertianer — wird von den jüngern Kameraden beachtet. Die lebhafte Unterhaltung, das lustige Lachen, denn nach dem eben verlebten Urlaub gibt es ganz besonders viel zu erzählen, geschieht in möglichst gedämpftem Ton. „Pst! Er schreibt!" Es herrscht fortwährendes Hin und Her, auch die Türe steht kaum still, die Kameraden aus den Nebenstuben müssen doch ebenfalls ihre Erlebnisse berichten und ihre Eindrücke über die hinzugekommenen Neuen austauschen.

„Du glaubst es nicht, was ich mit dem Neuen für Scherereien habe! Ehe die in menschlicher Verfassung sind!" prahlt ein Alter von der Nebenstube vor dem Freunde; „wie steht's denn bei dir?"

„O meiner macht sich; wollt's ihm aber auch geraten haben," ist die selbstbewußte Antwort.

„Weißt du schon, was Vater usw.?" Eine fragende Kopfbewegung nach dem Neuen hin.

„Gewiß. Vater — tot; aber Offizier gewesen, Kavallerist."

„Sooo, sehr angenehm für dich, meiner 'st 'n verzogener Professorenjüngling; warum sowas nicht Pennäler bleibt, na!"

Der Neue, um den sich die Unterhaltung gedreht hat, ist mittlerweile beinahe mit dem Ordnen des Spindes fertig geworden. Seine Augen fliegen immer wieder zu dem kleinen Porzellanschildchen hin, da steht's: „Hans von Falken, Kadett", und das ist er. Stolz schwellt die junge Brust; der erste Schritt ist getan, nun wird er bald seinem Vater ähnlich werden.

Seinem toten Väterchen! —

„Sie müssen nur das Spind noch ein wenig mehr verziehen, etwas ausschmücken," weckt ihn der Kamerad aus seinen Gedanken: „sehen Sie, so! Haben Sie keine Bilder, ein paar Kotillonorden vielleicht, von der Schwester?" — Hans schüttelt den Kopf. —

„Keine Nippes?" — Abermaliges Verneinen; da ist guter Rat teuer, doch plötzlich geht es wie ein Leuchten über das junge Gesicht, ganz tief im Koffer verborgen, die Stücke aus Vaters Schabracke. Er sucht und seine Backen glühen, als er sie wohlverpackt ans Tageslicht bringt; neugierig sehen die Kameraden zu. Es ist so gut eingewickelt, da muß etwas Besonderes kommen. —

Ein „Ach!" entflieht ihrem Munde, aber es klingt maßlos enttäuscht. „Das sind ja gräßliche Dinger!" „Pfui!" „Abscheulich, schon beinahe Lumpen." — Die Stimmen schwirren aufgeregt durcheinander.

„Was wollen Sie denn damit, Falken?"

Dem aber ist alles Blut aus dem schmalen Gesicht gewichen, seine Augen lodern in hellem Zorn, hat er doch nichts weiter, als das verhaßte Wort gehört. Die Fäuste hält er geballt vor den lautesten Redner. „Was ich damit will? — Euch erst mal zeigen, daß man vor dem Namenszug dieses ältesten vornehmsten Regiments Respekt haben muß. Dies sind keine „gräßlichen Dinger".

Und besinnungslos dringt er immer weiter vor, rechts und links nicht gerade sanfte Püffe verteilend, und da sich dieses niemand bieten lassen will, ist bald die schönste Keilerei im Gange. Vergebens sucht der Stubenälteste den Tumult zu beschwichtigen; hier muß eine höhere Autorität eingreifen, und wären die erhitzten Knabengemüter nicht so mit sich beschäftigt gewesen, sie hätten sehen müssen, daß der Erzieher ihr Treiben beobachtete.

„Und sie sind doch gräßlich, denn es sind ja Motten drin," schimpft halblaut irgend einer; doch Hansens feinem Ohr entgeht nichts; mit einem: „Was geht Sie es an, ob in der Schabracke meines Vaters Motten sind oder nicht," steht er schon vor dem Verblüfften. Doch eine feste Hand liegt plötzlich auf seiner Schulter und zwingt ihn durch ihre Schwere, erstaunt aufzusehen.

In die tiefe Stille hinein klingen ernst die begütigenden Worte des Erziehers: „Wir wissen alle, lieber Falken, die Schabracke mit diesem Namenszug zu ehren, nur die Kameraden ahnten nicht, daß sie Ihnen doppelt lieb sein muß, als ein Andenken an Ihren toten Vater."

Bei den letzten Worten ist er zusammengezuckt, und wie ein verhaltenes Beben geht es durch den schlanken Knabenkörper. — Er weiß es dem jungen Offizier Dank, daß er ihn mit hinüber nimmt in sein Zimmer und wird nie vergessen, wie er dort geweint und wie zum ersten Male jemand an seinem Kummer teilgenommen hat.

Der Liebe und wohlwollenden Güte seiner Vorgesetzten dankt er es, daß ihm das Einleben in die strenge Soldatenzucht leichter geworden ist, als so machem. Das Vorbild seines Vaters, der heiße Wunsch, ihm ähnlich zu werden, haben ihn stets von neuem angespornt, alle Schwierigkeiten zu überwinden; stets schwebte das Ziel lockend vor seinen Augen. Sein vornehmer Charakter schuf ihm Freunde überall, und jene, denen gegenüber er in erster Stunde seine Ansicht so handgreiflich verteidigte, haben ihm bald nur Respekt und Bewunderung gezollt. —

Jetzt ist er dem Ziele nicht mehr fern, da er als Fähnrich in das Regiment seines Vaters gekommen ist.

„Ein Jahr vergeht schnell und dann bin ich Offizier," denkt er frohlockend und geht einrichtend in der öden, etwas düsteren Kasernenstube hin und her. Wieder steht er vor einem Spinde und seine Gedanken fliegen zurück. „Wieviel Spinde hast du dir wohl bereits eingerichtet!" — Ein Lächeln huscht über das hübsche, frische Gesicht, in dem nur die großen, blauen Augen noch an den einstigen Kadetten erinnern.

Sein erstes Spind im Vorkorps, der Kampf um die „gräßlichen Dinger". Das Lächeln vertieft sich, nur in die Augen kommt ein trauriger Schein. Wie oft man sie ihm auch geschmäht, ihn verspottet, verlacht hat, in seiner zähen, fanatischen Liebe, mit der er noch heute an ihnen hängt, ist er ihnen treu geblieben. Er muß lachen, wenn er an die Angst der Tante denkt, die nach seinem Urlaub alles mit Kampfer bestreute, weil er ihr vielleicht die Motten ins Haus geschleppt habe. In Lichterfelde haben sie ganz hinten an der Wand im Spind gehangen, dort, wo die anderen die Bilder ihrer Flamme verborgen. Ihm waren diese Dinger lieber, als alles auf der Welt; ein Blick auf den verblaßten Namenszug zauberte frohe Bilder der Jugend herauf, richtete den gesunkenen Mut auf und golden leuchtend stand sogleich das Ziel vor Augen.

Auch hierher hatten sie ihn begleitet — wo waren sie doch nur gleich? Sie kamen dort in jene Ecke malerisch gruppiert und Vaters Säbel darüber. — Hier darf ihm niemand etwas sagen, hier kann er machen, was er will, in diesen vier Wänden ist er der Herr und seine Hände gleiten — wie einst — liebkosend über die Tuchfetzen.

„Herr Fähnrich!" —

Erstaunt dreht er sich um; ach so, der Putzer brachte die ausgeklopften Uniformen. „Hierher, Kaczmarek, so ist's gut, danke." Was will der Kerl noch, warum verläßt er das Zimmer nicht, sondern steht und starrt, starrt eigentümlich nur auf einen Punkt? „Na, was soll's?"

„Herr Fähnich. . ." Man sieht deutlich, daß der brave Pole noch etwas auf dem Herzen hat, aber sich nicht so recht mit der Sprache heraustraut.

„Aber Kerl, was willst du?" Ein klein bischen ungeduldig wird der junge Fähnrich nun doch, aber er bezwingt sich und, dem Putzer eine von den extra dazu gekauften Zigarren reichend, meint er lachend: „Nun schieß' mal endlich los, was möchtest du?"

Die Zigarre, oder mehr noch die freundliche Miene seines jungen Vorgesetzten haben ihm Mut gemacht.

„Zu Befehl, Herr Fähnrich, ich, ich möchten, möchten," kommt es noch etwas stotternd von Kaczmareks Lippen, „möchten gar nichts, aber wenn der Herr Fähnrich gütigst erlauben, möchte ich doch man sagen, daß wir sollen — da — die schönen goldenen Dingerchens dort lieber verbrennen, weil wir sonst kriegen am Ende noch die Motten in unsere ganz neue, teuere Uniform." — —

Das Gesicht des Fähnrichs wird immer erstaunter, immer länger; erst kann er gar nicht begreifen, was eigentlich sein Putzer will. „Schöne goldene Dinger," murmelt er mechanisch und folgt dem Blick und Finger des treuherzigen Burschen. Aha! Auch du, mein Sohn Brutus! Früher hörte ich bloß die „gräßlichen Dinger", deshalb verstand ich wohl nicht gleich — na ja —, hinausschmeißen hat euch ein jeder wollen, muß doch am Ende so unrecht nicht sein. „Meinst du wirklich, Kaczmarek?" — Zögernd langt er nach ihnen.

„Befehl, Herr Fähnrich, Mutter meiniges sagt, nichts ist sich schlimmer als Mottenfraß, große Schaden, und die Dingerchen. . ." „Nimm sie, — aber schnell in den Ofen damit, verstanden? Ich will sie nie wiedersehen, und nun — raus!" —

Der Fähnrich tritt ans Fenster und dreht sich erst um, als die Tür hinter dem besorgten Polen ins Schloß fällt. „Jetzt habe ich nur noch deinen Säbel, Vater," murmeln seine Lippen, „den hat die Zeit mir nicht zerstören können. „Die gräßlichen Dinger", unwillkürklich braucht er selbst das alte Wort, „waren nur in den Augen eines Kindes und eines dummmen polnischen Burschen schön, aber ob mir je die eigene, neue Schabracke so lieb sein wird? Die Zeit muß es lehren."

Eine Reise auf Umwegen.

(Geschichte aus der Friedenszeit, von G. L.)

Das kann man wohl sagen: gut vorbereitet war die Sache. Eine Sache, an der Pitt Petersen beteiligt ist, ist immer gut vorbereitet, denn Pitt ist die Methode in Menschengestalt. Unterwegs lebt er mit dem Kursbuch in der rechten und dem Bädeker in der linken Rocktasche, man kann sich bombensicher auf ihn verlassen, und daß diese so überaus gründlich vorbereitete Reise mit einem kleinen Irrtum anfing, war streng genommen nicht seine Schuld. Es kam, weil Henri Blanc, der Maler, in Köln auf einmal vorschlug, wir wollten in Straßburg unterbrechen, statt gleich bis Basel durchzufahren. Pitt wollte das nicht, weil es nicht im Plan vorgesehen war; über der Debatte achteten wir nicht auf die Zeit, und plötzlich schrie Henri: „Teufel, der Zug fährt uns ja fort!"

Atemlos plumpsten wir eben noch auf eine Bank, als die Räder sich schon in Bewegung setzten. Aber nicht eher, als bis wir in voller Fahrt waren, sagte uns der Schaffner, dieser Zug führe gar nicht nach Basel, sondern auf dem direktesten Wege nach Antwerpen. Und er hielte nicht vor Aachen.

Pitt war außer sich. So was wäre ihm noch nie passiert, sagte er mit einem etwas aggressiven Blick auf Henri. — Ich selber fand auch, daß wir diesen Anfang unserer Schweizer Reise etwas ins Unreine gemacht hätten. Aber Henri Blanc war begeistert.

„Was regt ihr euch denn auf?" rief er. „Unsinn! Den falschen Zug zu erwischen, das halte ich nun immer für einen besonderen Schicksalswink! Fahren wir doch nach Antwerpen! Ein Tag Seegeruch als Horsd'oeuvre, das ist doch geradezu feinschmeckerisch vor einer Schweizer Reise! Und danach fahren wir einfach über Nancy —"

„Ueber Metz", sagte Pitt.

„— also über Metz nach Basel. Abgemacht!"

Ich fand das gar nicht so übel. Aber Pitt sagte, er wollte sein Geld nicht für Dummheiten ausgeben. Und er war nur zu bewegen, mitzufahren, nachdem wir ihm zu zweit mit den heiligsten Eiden beschworen hatten, diese unprogrammäßige Vorspeise dann auch wirklich sinngemäß, gründlich und vernünftig auszukosten.

Aus diesem Grunde setzten wir uns mittags in Antwerpen gleich hin und dachten hart und ernsthaft darüber nach, wie wir unsere Zeit am nützlichsten, sinn- und lehrreichsten anwenden könnten. Und nach einer Stunde hatten wir drei Möglichkeiten heraus.

Wir konnten nach Brüssel fahren und die berühmten Iguanodonten ansehen. Das kitzelte mich. Wir konnten auch in Antwerpen bleiben und Rubens studieren. Das fand Pitts Beifall. Wir konnten schließlich zur Tête de Flandre übersetzen und Teer- und Seegeruch atmen: dafür gab Henri seine Stimme ab. Als wir endlich anfingen, uns auf die Tête de Flandre zu einigen, fing es so gräßlich an zu regnen, daß sich dieser Plan erledigte.

Henri und ich begannen Pitts Augen auszuweichen. Pitt brütete stumm über irgend einem Problem. Schließlich sagte er im grollenden Baß eines gekränkten Wüstenkönigs: „So! Wenn wir jetzt überhaupt noch etwas Vernünftiges unternehmen wollen, dann müssen wir den Abend ins Lootsehuis gehen."

Wir wußten nicht, wo das Lootsehuis war. Pitt erklärte, es wäre eine Hafenspezialität, und man äße da die besten Fischgerichte von ganz Belgien. Da diesmal nur eine Möglichkeit vor drei Personen stand, schwammen wir also mit einer Elektrischen zum Hafen hinunter und stürzten uns unter Pitts Führung tapfer in eine lange Straße mit altertümlichen Giebelhäusern hinein, in der sich nach Pitts Angabe dieses berühmte Lootsehuis versteckte.

Jedenfalls versteckte es sich sehr gut. Wir gingen nicht nur diese, sondern noch fünf andere Straßen ab, ohne es zu finden. Wir fragten zwei Ladenbesitzer, vier Schutzleute und drei Kutscher: sie kannten es nicht. Wir gingen ratlos weiter: das Lootsehuis blieb unentdeckt.

Wir begannen Pitts Ortssinn anzuzweifeln, erst ohne, dann mit Injurien. Pitt war zäh. Er sagte, er wüßte ganz bestimmt, daß er sich nicht irre, und suchte Verstärkung bei einem grünröckigen Zöllner. Und siehe da: der Zöllner kannte das Lootsehuis! Er wußte zwar nicht genau die Straße, aber es wäre hier irgendwo herum, sagte er, und es wäre immer eine Spezialität für Fischsachen gewesen.

Wir trabten weiter. Das Wasser lief uns in die Schuhe; Henri sprach kein Wort mehr. Nach zwei Stunden bogen wir zum sechstenmal in die Straße ein, in der wir zuerst gewesen waren und von der Pitt steif und fest behauptete, sie wäre die richtige.

Nach langem Umfragen stellten wir fest, daß das Lootsehuis wirklich in der Straße war. Aber es war kein Lootsehuis mehr. Der Mann mit den leckeren Fischgerichten war samt seinem Firmenschild fortgezogen und hatte nichts übrig gelassen als eine üble kleine Bude, auf die wir nach Einsichtnahme dankend verzichteten.

Pitt bewies uns auf dem Rückweg zur Stadt schlagend, daß er also doch recht gehabt hätte. Er hätte das nicht tun sollen. Man glaubt gar nicht, wie reizbar und ungerecht man wird, wenn man kalt, naß und hungrig in dunklen Hafenstraßen herumläuft. Sein glänzend geführter Beweis endete damit, daß Pitt böse auf Henri, Henri böse auf Pitt und ich böse auf alle beide war. Ich fuhr ins Hotel, Henri in ein Schlemmlokal und Pitt ins Pschorr, und wir gingen jeder in sehr gereizter Stimmung schlafen.

Am andern Morgen fehlte Henri. Der Oberkellner kam: der Herr hätte hinterlassen, er käme ganz bald zurück und wir möchten doch bitte warten.

Also warteten wir. Jeder in einer Ecke. Pitt hatte die Uhr in der Hand und sagte von Zeit zu Zeit zur Welt im allgemeinen: „Wenn er nun nicht bald kommt, verpassen wir auch diesen Zug!"

Eben als es für den Zug bestimmt zu spät war, erschien Henri. Strahlend, eilig. „Nun seid nicht mehr böse!" rief er schon von weitem, „Also hört mal, ich habe eine prachtvolle neue Gelegenheit."

Pitt ließ ihn nicht ausreden. Das Kursbuch fiel mit einem Klacks zu Boden.

„Neue — Gelegenheit?" schrie er erbost. „Auf deine Gelegenheiten pfeif' ich. Den Zug haben wir verpaßt, wie die Narren sitzen wir hier!"

„Ruhig — ruhig! Hör doch zu! Ich komme eben von der Lloydagentur: morgen geht ein Dampfer nach Madeira — wir können bis Boulogne Plätze kriegen. Von Boulogne gehen wir dann über Paris nach Basel. Ist das nicht herrlich? Prachtvoll?"

Pitts Augen wurden ganz glasig. „Mensch!" sagte er schließlich. „Mensch! Mit dir lohnt es ja gar nicht zu reden. Geh du meinetwegen nach Boulogne, meinetwegen zu den Zulukaffern. Ich will dir mal was sagen. Ich nehme jetzt meinen Koffer und fahre mit dem nächsten Zug nach Köln. Und dann mache ich die Reise von neuem. Allein. Mit Vernunft. Planmäßig. Ich —"

„Erlaube mal, Pitt, ich —"

Ich beabsichtigte meinerseits zu bemerken, daß ich ja auch nicht nach Boulogne wollte. Aber Pitt war zu tief in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt. Er hörte gar nicht mehr zu.

„Nee — nee — nee — nee! Was zu viel ist, ist wirklich zu viel! Einmal hast du mich zu Henris Dummheiten beredet. Ein zweites Mal — nee!" Und damit nahm er seinen Hut und verließ das Lokal.

Nun wurde ich aber auch böse: „Ja, mein Gott — was fällt dir denn ein? Was in aller Welt sollen wir denn in Boulogne? Wenn ich auf See will, dann geh' ich auf See, aber gründlich. Aber wenn ich in die Schweiz will, fahr' ich doch nicht nach Boulogne!"

„Wenn du nicht willst, kannst du ja auch zu Land nach Paris fahren, und wir treffen uns da!" sagte Henri flehend. „Hör doch nur — ich habe ja gleich gesagt, daß das mit dem Zug ein Wink des Schicksals ist! Stelle dir vor: gestern abend treffe ich ein junges Mädchen, das mir sehr — sehr nahe steht. Die Mutter hat uns auseinandergebracht — morgen fahren sie nach Madeira — die alte Dame ist meist den ersten Tag seekrank — da hab' ich vierundzwanzig Stunden, um mich mit Lilly endlich einmal auszusprechen — lieber Gott, ich muß — muß morgen mit nach Boulogne, das mußt du doch einsehen!"

Ich sah das auch ein. Aber ich sah nicht ein, warum ich deshalb in Paris sitzen und auf die Entwicklung von Henris Liebesgeschichten warten sollte.

„Fahrt meinetwegen alle beide hin, wohin ihr wollt!" sagte ich. „Ich fahre jetzt nach Brüssel!"

Ich ging wirklich nach Brüssel; Henri ging nach Boulogne und Pitt nach Köln.

In Brüssel war's fein. Ich kriegte Geschmack an Flandern. Von Brüssel fuhr ich nach Gent, von Gent nach Brügge und von Brügge an die See.

In Gent bekam ich einen Brief von Pitt. Er schrieb, in der Schweiz wären ihm überall zu viel Leute, und er ginge zur Erholung jetzt in die Tatra. An der See erreichte mich auf Umwegen ein langes Telegramm von Henri, von Madeira: das Schicksal hätte richtig gewinkt. Er wäre verlobt. Und ich möchte ihm um aller Heiligen willen schleunigst tausend Franken verschaffen.

Ich glaube, damit ist unsere Schweizer Reise ziemlich erledigt.

Nächstes Jahr gehe ich direkt nach Flandern. Ich suche bloß passende Reisegesellschaft. Wer weiß, vielleicht komme ich dann wirklich mal in die Schweiz!

— Verschnappt. Hausfrau: „Wie heißt Ihr Liebhaber mit Vornamen?"

Dienstmädchen: „Der eine heißt Otto".

— Renommage. Gast: „Auf dieser Speisekarte ist ja alles gestrichen?"

Kellner (ihm ins Ohr flüsternd): „Im Vertrauen — Renommage — die zwei Speisen, die noch zu haben sind, waren überhaupt die einzigen, die wir kochten!"

— Neues Wort. Dame: „Gott, was ich jetzt für viele Briefe zu schreiben habe, ich bin wirklich eine schwergebriefte Person!"

— Beim Friseur. Herr (im Friseurladen, läßt sich die Haare schneiden; der Friseur erzählt langweilige Geschichten): „Ich bitte Sie, schneiden Sie mir die Haare, aber lassen Sie mich dabei ungeschoren!"

— Hausfrauenklage. „Mit unserer Kinderfrau ist's schrecklich, seitdem wir den Krieg haben! Wo unsere Armeen im Westen und im Osten stehen, das weiß sie immer ganz genau, aber niemals, wo die Kinder sind!"

— Anders genommen. „Wie kommt's nur, daß die Gäste an der table d'hote so traurige Gesichter machen?"

„Es herrscht ja Weinzwang!"